Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 2

Artikel: 10 Fingerzeige zum Genuss zeitgenössischer schweizerischer Literatur
Autor: Huber, Fortunat
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066169

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

10 Fingerzeige

zum Genuss zeitgenössischer schweizerischer Literatur

Von Fortunat Huber

Die Dichtung ist ein Lobgesang des Geschöpfes an den Schöpfer. Sie ist so sterblich, aber auch so ewig, wie das Menschengeschlecht. Sie hat ihre Tiefen und Höhen nach dem Geist und Ungeist der Zeiten. Auch wenn unsere Kultur wirklich einmal in Trümmer zerfiele und die Menschen in jene Höhlen zurückkehrten, aus denen sie gekommen sind, so gäbe es auch dann noch Dichter. Und selbst, wenn die Barbarei die Sprache zerschlagen sollte, würde es nie an Menschen fehlen, die in unartikulierten Lauten von dem Kunde gäben, was in ihrer Seele brennt.

Soweit ist alles in bester Ordnung. Der literarische Nachwuchs ist für alle Zeiten gesichert. Es braucht uns keinen Eindruck zu machen, wenn man — heute einmal mehr — hört, dass die Begabten den Musen untreu würden, um sich dankbareren Tätigkeitsgebieten zuzuwenden. Vor zwanzig Jahren zählte man zu diesen die Naturwissenschaft und die Technik, und heute? Vielleicht die Politik? Als ob es dem Menschen freistünde, zu tun und zu lassen, was er will. Ein geborener Schreiner mag, wenn es die äussern Umstände erfordern, ein brauchbarer Metzger werden; ein Botaniker aus Leidenschaft, aus Vernunftsgründen, Apotheker. Ein Dichter, der kleinste wie der grösste, bleibt als Vagant und Diplomat, Kaufmann oder Ingenieur, Dichter. Er dichtet ja nicht, weil er will, sondern weil er muss.

Die Dichter dichten auch ohne Publikum. Wem die Dichtung etwas bedeutet, liegt nur das eine ob: dafür zu sorgen, dass sie durch uns, in uns, für uns, fruchtbar werde. Das schweizerische Schrifttum ist der uns Schweizern — wem denn sonst? — zur besondern Pflege anvertraute Literaturbezirk. Natürlich steht die Kunst, zwar nicht ausser, aber doch über geographischen und politischen Grenzen. Wir sind froh und dankbar, wenn uns schweizerische Gelehrte durch ihre Forscherarbeit kulturelle Dokumente der Osterinsel zugänglich ma-

chen, wie wir freudig anerkennen, wenn deutsche Literaten schweizerische Dichter vor uns entdecken. Es sind nicht die schlechtesten Geister, welche der überspannte Nationalismus zu übernationalen Kulturwerten drängt. Sie sollten jedoch bedenken, dass der ausschweifende kulturelle Nationalismus nur eine Reaktion ist und der Weg über die Grenzen des Nationalen auch in der Literatur erst frei werden kann, wenn man dem Nationalen die Bedeutung zugesteht, die ihm gebührt.

Es ist nicht wahr, dass der Schweizer die eigene Literatur grundsätzlich oder doch tatsächlich übergeht. Das Buch eines unbekannten schweizerischen Schriftstellers findet bei uns bei weitem mehr Leser als das Werk eines wenig bekannten Ausländers. Aber die Beachtung, die wir unserm Schrifttum schenken, steht zweifellos in keinem Verhältnis zu der Bedeutung, die es für uns, nicht nur haben müsste, sondern wirklich hat. Wir sollten versuchen, die Ursachen dieses Übelstandes zu erkennen, um ihn zu überwinden.

I.

Der Pegelstand der Literatur eines Volkes kann nicht höher sein als dessen literarische Kultur. Klagen über das Mittelmass unseres Schrifttums fallen ausschliesslich auf uns selbst zurück. Lassen wir uns durch solche Anwürfe — es können immer nur Selbstvorwürfe sein — die Freude an unsern Dichtern nicht nehmen.

II.

Unser Schrifttum besteht einen Vergleich mit dem Durchschnitt der zeitgenössischen, europäischen Literatur (Durchschnitte liegen immer tiefer als man meint) in Ehren. Wer anderer Meinung ist, hat erst recht allen Grund, sich um so liebevoller mit der Literatur abzugeben, die wir haben. Denn, wie es wichtiger und richtiger ist, dass sich der einzelne im Existenzkampf schlecht und recht durchschlägt, statt sich grosszügig mit den Sorgen der ganzen Welt abzumühen, dafür aber selber seinen Mitmenschen zur Last zu fallen, so ist auch der bescheidenste Versuch, unserer eigenen geistigen Spannungen auf unsere Weise Meister zu werden, für die Kultur unseres Volkes viel bedeutungsvoller als die glänzendsten literarischen Leistungen durch andere. Wenn wir über fremdem Schriftgut das eigene vernachlässigen, treiben wir Hochstapelei.

III.

Nur Dummheit könnte aus einem so kleinen Gebiet wie die Schweiz von jeder Generation eine literarische Spitzenleistung erwarten. Eine Anzahl repräsentativer Werke wird auch der unsern gelingen. Ihre Auswahl müssen und können wir getrost unsern Enkeln überlassen. Der echte Kenner und Liebhaber zeigt sich, wie überall, so auch in der Literatur, darin, dass er dem Mittelmass gerecht werden kann. Dies erfordert mehr Kultur, als anerkannte Meisterwerke zu bewundern. Wenn wir für die Schwächen unserer Mitmenschen schärfere Augen haben als für ihre Vorzüge, beweisen wir keinen überlegenen Verstand, nur eine unglückliche Charakteranlage. Wir fördern unsere Literatur, indem wir uns über das Gelungene freuen.

IV.

Selbst so unkonventionelle Geister wie Lichtenberg und Nietzsche sind sich einig, dass es eine Ungezogenheit ist, in der Anwesenheit eines Schriftstellers über Werke eines andern zu sprechen. Viel schlimmer ist, zeitgenössische Dichter an den Meistern unserer literarischen Vergangenheit zu messen. Niemand fühlt sich ihnen so verpflichtet, und niemand kann sie tiefer verehren als sie. Es gibt keinen traurigern Missbrauch der grossen Dichter der Vergangenheit, als den, sie gegen die Dichter der Gegenwart auszuspielen.

V.

Auch der seichteste Fortschrittsgläubige wird heute Gotthelf und der glü-

hendste Hasser des Liberalismus Keller schätzen können. Wir lesen über das Zeitgebundene in der Literatur einer vergangenen Epoche einfach hinweg. Der Genuss zeitgenössischer Literatur erfordert eine weit grössere geistige Freiheit, die grösste der Genuss von Werken unseres eigenen Schrifttums. Gesellschaftskritische Stellungnahme in einem chinesischen Roman lässt uns kühl, aber selbst in einem deutschen Roman regt sie uns weniger auf als in dem Werk eines schweizerischen Dichters. In unserer Literatur empfinden wir jede Tendenz und oft sogar ihr Fehlen, als persönlichen Angriff. Auch unser künstlerischer Massstab ist strenger. Wir sind empfindlicher für jeden falschen Ton. Manches, was wir bei einem ausländischen Dichter als Notwendigkeit hinnehmen, verurteilen wir bei einem Landsmann als Willkür. Könnte uns diese Einsicht nicht zur Nachsicht führen — zu unserm Vorteil?

VI.

Man kann einen schweizerischen Dichter übergehen, weil man ihn nicht kennt. Wie soll er dann bekannt werden? Häufiger ist, dass wir einen schweizerischen Dichter gerade deshalb nicht lesen, weil wir ihn kennen — und ablehnen. Nicht als Schriftsteller, sondern als Mensch.

Heinrich Maurer **Kastanienbaum bei Weggis (Kunsthaus Zürich)**

Die Mitglieder der Zürcher Künstlergesellschaft in Zürich waren zu Beginn des letzten Jahrhunderts verpflichtet, jährlich ein Blatt für ein Sammelalbum zu stiften. Wir begannen in der letzten Nummer mit der Publikation einiger dieser reizvollen Zeichnungen. Hier ist die zweite.

Vielleicht missfällt uns sein Gang, oder wir missbilligen seine Familienverhältnisse. Wir nehmen ihn nicht ernst, wenn er genügend Vermögen besitzt, um frei seiner schriftstellerischen Arbeit zu leben. Wir erwarten nichts von ihm, wenn er auf einer Redaktionsstube, als Lehrer, oder in einem andern bürgerlichen Beruf seinem täglichen Brot nachgeht. Falls er aber, obschon mittellos, geregelte Arbeit ausschlägt, und kein Mensch weiss, wovon er eigentlich lebt, so verübeln wir es ihm erst recht. Ob er « im Leben » steht, oder sich «über das Leben erhebt», wir tragen ihm beides nach. Gegen das Übel, dass in einem so kleinen Lande wie der Schweiz jeder jedem mit jedem Schritt auf die Füsse tritt, ist kein Kraut gewachsen. Die unsachlichen Widerstände, die wir unsern Dichtern entgegenbringen, lassen sich nicht ausrotten. Aber wenn wir ihre Werke geniessen wollen, müssen wir wenigstens den Versuch wagen, während der Lektüre zu vergessen, dass der Schriftsteller X. gleichzeitig der Herr X. ist, von dem uns dieses und jenes und notwendigerweise hauptsächlich Unsympathisches bekannt ist.

VII.

Es wäre viel gewonnen, wenn wir es über uns brächten, ausnahmsweise ein Werk eines Schweizer Schriftstellers zu lesen, obschon wir wissen, dass er weltanschaulich auf einem andern Boden steht als wir. Und kein Schaden würde es bedeuten, wenn wir selbst jener Schriftsteller gedächten, die sich dem Bolschewismus an der Spree oder an der Wolga verschrieben und dadurch eigentlich ausserhalb unserer Volksgemeinschaft gestellt haben. Sind wir denn Kinder? Ist es so leicht, uns zu verführen? Nichts soll uns abhalten, ihre Irrwege zu brandmarken, aber wir sollten von ihnen Kenntnis nehmen. Unsere Literatur ist nicht so kinderreich, dass wir verlorene Söhne einfach aufgeben können. Vor allem, weil auch sie ein Stück schweizerisches Schicksal darstellen.

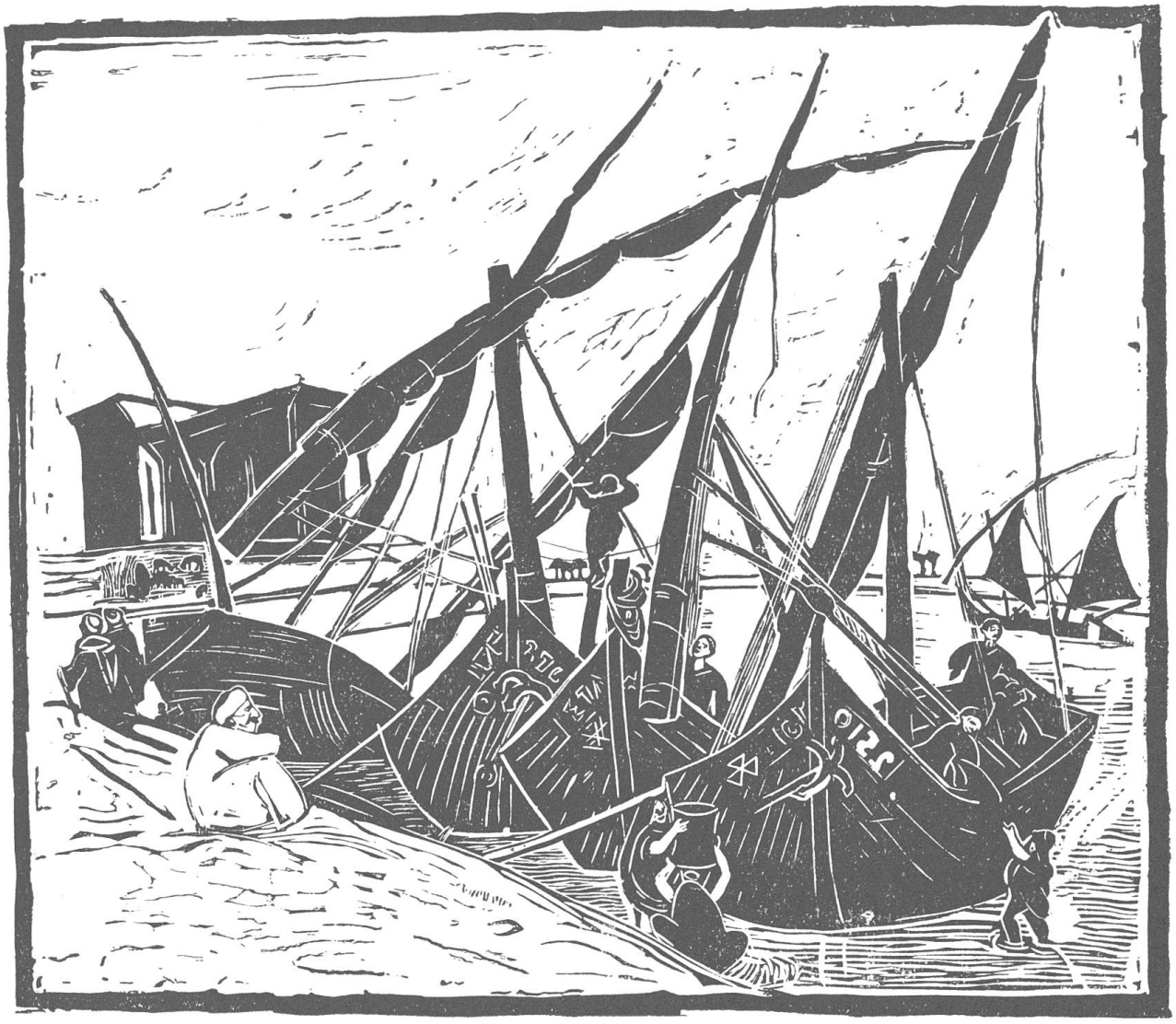
VIII.

Natürlich sind nicht alle unsere schreibenden Mitbürger Dichter; aber eines ist gewiss, aus welchen Gründen sie immer schreiben mögen, schweizerischen Schriftstellern führt weder der Ehrgeiz, noch der Gedanke an Erwerb die Feder. Kaum ein schweizerischer Schriftsteller kann von dem Ertrag seiner dichterischen Arbeit leben.

Vor einigen Wochen wurde der fünfzigste Geburtstag eines schweizerischen Komponisten durch eine Festvorstellung und ein Bankett gefeiert. Ich war am folgenden Tag in einem Kreise durchaus wohlwollender und kunstfreundlicher Mitbürger, die sich über dieses Ereignis unterhielten. Die besprochene Frage war : « Wurde Schoeck vielleicht nicht doch zuviel Ehre erwiesen? » Welcher Kleinmut des Herzens! Sollte unser Land, das zu klein ist, um seine Künstler zu ernähren, nicht desto eifriger bestrebt sein, sie doch zu ehren ? Der Künstler braucht die Ehrung. Nicht zur Befriedigung seiner Eitelkeit. Aber als die einzige äussere Anerkennung des Sinnvollen seines Tuns. Der Schriftsteller weiss, dass jede künstlerische Bemühung ein Schrei in die Wüste ist, und findet sich damit ab. Aber selbst die Sahara hat ihre Oasen.

IX.

Literaturkredite von Bund und Städten sind gute Einrichtungen. Wenn ein Dichter an der Stadtkasse 500 Franken abheben kann — Franken bleiben Franken — ist das immer schön, selbst dann, wenn sie ihm nicht eigentlich als Anerkennung, sondern fast als Almosen ausgehändigt werden. Jede Unterstützung und Förderung ist recht, das heisst, besser als nichts, aber die Ehrung, an welcher dem Dichter am meisten liegt, ist die, dass er gelesen wird. Alles, was der Staat und literarische Stiftungen tun, sollte nur Mittel zu diesem Zwecke sein.



Margot Veillon — Linolschnitt

Nie trägt der Staat den Dichter, immer nur der einzelne, die Leser, wir.

X.

Das Buch ist als bequemes Unterhaltungsmittel weitgehend ausgeschaltet. Radio und Kino ersetzen es Abertausenden schmerzlos. Unser Bedarf an Nervenkitzel ist durch die täglichen Ereignisse reichlich gedeckt. Das Bücherlesen erfordert heute eine fast heroische Seelenkraft. Wer trotz allem zum zeitgenössischen schweizerischen Buche hält, hilft mit, unsern Nachkommen das Erbgut einer lebendigen literarischen Tradition zu retten; was es für ein Volk bedeutet, diese zu verlieren, könnten wir wohl erst ermessen, wenn es zu spät wäre.

Es ist nicht unbedingt notwendig, jedes Buch, das man lesen möchte, zu kaufen, obschon es wünschenswert wäre. Die Bücher sind auch leihweise erhältlich. Es ist nicht unerlässlich, über Bücher zu sprechen, besser wäre es. Es genügt sie wirklich zu lesen. Vielleicht tönt das geheimnisvoll, aber alle Wirklichkeit — und nur sie — ist geheimnisvoll, sie wirkt.